

Wissenschaft

Helfen, aber wie?

Haitis Waisenkinder brauchen ein neues Zuhause. Adoptionen bieten sich an. Doch die sind unter Experten und Hilfsorganisationen umstritten.

VON RICHARD FRIEBE

„Mein Mann und ich haben uns aber überlegt, dass man jetzt eigentlich eines von den Waisenkindern in Haiti adoptieren müsste“, sagt Kerstin Niethammer-Jürgens. Das sei allerdings „selbst für uns wohl völlig unmöglich“. Die promovierte Juristin kennt sich aus mit Adoptionen aus dem Ausland, sie ist Mitglied einer „Experten-Gruppe Internationales Adoptionsrecht“ des Bundesjustiz- und des Bundesfamilienministeriums. Doch weil sie und ihr Mann die vierzig längst überschritten haben, dürfen trotz privaten Wohlstands, beruflicher Fachkenntnis und Erfahrungen mit fünfjährigem eigenen Nachwuchs noch nicht einmal sie ein Kind zu sich holen.

In der vergangenen Woche haben verschiedene Länder, unter ihnen die Vereinigten Staaten, die Niederlande und Frankreich, bereits Hunderte von Kindern aus Haiti zu Adoptivfamilien ausgeflogen. Bei den meisten soll das offizielle Prüf- und Genehmigungsverfahren bereits ganz oder fast abgeschlossen gewesen sein, bei manchen allerdings auch nicht. Auch das Berliner Auswärtige Amt und das Bundesamt für Justiz kündigten am Donnerstag an, schon vermittelte Kinder beschleunigt nach Deutschland holen zu wollen. Hilfsorganisationen kritisierten diese Erleichterungen umgehend, vor allem mit dem Argument, das Beste für die Kinder sei, in ihrer Heimat zu bleiben; Adoptionen aus dem Ausland seien immer nur eine Notlösung.

Es gibt auch andere Meinungen. „Die meisten international adoptierten Kinder machen, nachdem sie in eine sorgende Familie aufgenommen worden sind, bald große Fortschritte, vor allem verglichen mit jenen, die in Waisenhäusern oder unter anderen schlimmen Umständen zurückbleiben“, sagt Marinus van Ijzendoorn, Professor am Zentrum für Kinder- und Familienstudien der Universität Leiden. Das gelte sowohl für die körperliche wie für die geistige Entwicklung: „Innerhalb von ein paar Jahren verbessern sie ihren IQ im Durchschnitt von eher niedrigen Werten zu normalen, mit einem Gewinn von 10 bis 15 Punkten.“ Ältere Studien, vor allem aus Skandinavien, wo mehr als anderswo langjährige Gesundheitsdokumentationen der Bevölkerung vorliegen, kamen allerdings durchaus zu nüchternen Ergebnissen. Sie fanden bei Adoptierten eine leicht, aber nachweisbar erhöhte Selbstmordgefahr, überdurchschnittlichen Bedarf an psychiatrischer Betreuung und mehr schulische Probleme als im Bevölkerungsdurchschnitt. „Das ist jedoch eine Minderheit. Dasselbe Problem haben auch nicht adoptierte Kinder, aber bei den adoptierten sind es eben ein paar wenige mehr“, sagt van Ijzendoorn.

Der Einfluss dieser kleinen Untergruppe auf die Gesamtstatistik habe zu der weitverbreiteten Meinung geführt, dass adoptierte Kinder immer irgendwie hinterherhinken, was aber nach der Analyse Tausender Datensätze absolut falsch sei. Im Gegenteil: „Wir bezeichnen Adoption inzwischen als diejenige soziale Intervention mit den größten positiven Effekten für die Kinder, verglichen mit allen anderen möglichen Maßnahmen, die unsere Wissenschaft überhaupt hervorgebracht hat.“



Willkommen in den Staaten: Die Amerikanerin Mandy Poulter und ihre vierjährige Adoptivtochter Maya bei der Ankunft in Pella, Iowa, am vergangenen Dienstag

Foto: dpa

Problemfälle, die publikumswirksam als Beispiele präsentiert werden, sagt der Kinderpsychotherapeut Paul Brinich von der University of North Carolina in Chapel Hill, seien „eine komplizierte Ansammlung individueller Geschichten“. Gelegentlich seien die Adoptiveltern mit traumatisierten Kindern, die in Armut aufgewachsen sind und vielleicht Zeuge des Todes ihrer ganzen Familie waren, überfordert. „Und wenn man ein schwarzes Kind aus seiner alten Umgebung einfach so nach Bergisch Gladbach bringt, wird die soziale Integration ohnehin nicht ohne Probleme vor sich gehen.“

Laurie Miller und ihre Kollegen von der Tufts Medical School in Boston haben unter anderem aus Guatemala adoptierte Kinder untersucht. Die Kinderärzte kommen zu der wenig überraschenden Schlussfolgerung, dass die Entwick-

lungschancen umso besser sind, je jünger das Kind zum Zeitpunkt des Umzugs in das neue Land ist. „Und was die Bildungschancen angeht, stehen Adoptivkinder zumindest in den Vereinigten Staaten sogar häufig besser da als der Durchschnitt. Paare, die sich für eine Adoption entscheiden und das auch genehmigt bekommen, sind meist sehr gut situiert und können den Kindern ohne Probleme das College finanzieren.“

Allerdings ist die Zahl internationaler Adoptionen trotz der überwiegend guten Erfahrungen in den vergangenen Jahren deutlich gesunken. Das liegt an den langwierigen und kostspieligen Verfahren im Aufnahme- und meistens auch im Ausgangsland, an den rigiden Altersgrenzen und an den Hürden psychologischer sowie medizinischer Eignungstests. Den Grund dafür nennt Patrick Mason, Kin-

derarzt und Endokrinologe am „International Adoption Center“ in Arlington nahe Washington: Die Regelungen sollen unter anderem dafür sorgen, dass die schwerwiegende Entscheidung für eine Adoption immer wohlüberlegt und nicht aus dem Bauch heraus geschieht. Doch aus der Sicht des Wohls der Kinder sei „das oft unverhältnismäßig langwierige Prozedere schwer nachvollziehbar.“

Sollten internationale Adoptionen also generell erleichtert werden? Oder wenigstens aktuell für Kinder aus Haiti, wo es schon vor der Katastrophe an die vierhunderttausend meist von ihren Eltern in Heime oder ähnliche Institutionen gegebene Kinder gab? Die Meinungen darüber gehen weit auseinander. Kinderhilfsorganisationen wie „Terre des Hommes“, „Save the Children“ oder die SOS-Kinderdörfer haben sich in den vergangenen Tagen wiederholt dagegen ausgesprochen. Elizabeth Bartholet, Spezialistin für Kinderrecht an der Harvard Law School in Cambridge, Massachusetts, plädiert dafür. „Es gibt eine riesige Diskrepanz zwischen dem, was gut für die Kinder ist, und den zunehmend restriktiven internationalen Regelungen“, sagt sie. Wissenschaftlich sei eindeutig nachgewiesen, dass Heime „schrecklichen Schaden“ anrichten und dass Adoption sich „extrem gut“ auf Kinder auswirke. Das Haager Kindesentziehungübereinkommen (siehe „Internationales Recht“) habe eigentlich Adoptionen über Ländergrenzen hinweg erleichtern sollen. „Doch die Gegner, die sich selbst Menschenrechtsorganisationen nennen, haben die neuen Regelungen als Vorwand genommen, um internationale Adoptionen abzuwürgen.“

Die Hauptargumente der Gegner lauten: Kinder dürften nicht enturzelt werden, Menschenhandel sei zu verhindern. Ein anderes lautet, dass die hohen Kosten einer Adoption – von den Gebühren bis

hin zu den fünfstelligen Euro- oder Dollar-Summen, die Eltern pro Jahr für ein Kind aufwenden – im Herkunftsland besser angelegt wären. „Es ist schon richtig“, sagt Patrick Mason. „Jenseits des nachvollziehbaren Impulses, etwas ganz Konkretes tun zu wollen, wird es nie möglich sein, die unzähligen Kinder in Heimen rund um die Welt alle nach Amerika oder Europa und in eine Familie zu bringen.“ Die Katastrophe von Haiti müsse deshalb auch zum Anlass genommen werden, die Situation in den Waisenhäusern der armen Länder überall zu verbessern.

Doch die Realität ist häufig eine andere. Spendengelder kommen bei vielen Waisenhäusern – Mason nennt eigene Erfahrungen aus Rumänien – gar nicht erst an. Zudem verschwinden internationale Adoptivkinder nicht unbedingt auf Nimmerwiedersehen aus ihrer Heimat. Gerade sie, hat die Kinderrechtsexpertin Elizabeth Bartholet beobachtet, entwickeln oft ein besonderes Verhältnis zu ihrem Herkunftsland und unterstützen als Erwachsene dann Menschen oder Projekte. Familien mit adoptierten Kindern engagieren sich nach der Adoption häufig weiter im Land, indem sie etwa dem Kinderheim, aus dem der Sohn oder die Tochter kam, finanziell unter die Arme greifen. Oder sie unterstützen die Familie der leiblichen Eltern ganz direkt (siehe „Haiti liegt ihm im Blut“). Allerdings: So positiv, wie es auf den ersten Blick scheint, sind solche Zuwendungen auch wieder nicht. Denn sobald zwischen den biologischen und den Adoptivfamilien Geld oder Sachleistungen fließen, ist die Grenze zum Menschenhandel schon wieder gefährlich nahe.

Den haitianischen Kindern selbst, die in der Erdbebenkatastrophe ihre Eltern verloren haben, können solche Überlegungen wahrscheinlich abstrus vor. „Man müsste jetzt einfach kurzfristig pragmatische

Lösungen finden, wenn auch vielleicht nur übergangsweise“, sagt die Potsdamer Adoptionsrechtlerin Kerstin Niethammer-Jürgens. „Warum kann Air Berlin oder eine andere Luftfahrtgesellschaft nicht einfach einen Airbus hinschicken und ein paar hundert Kinder, für die dort erst mal nicht gut gesorgt werden kann, holen? Hier werden sie erst mal aufgepäpelt, und dann sieht man weiter.“ Als Pflegeeltern für eine solche Übergangszeit kämen auch Paare jenseits der vierzig in Frage. Und wenn ein Kind irgendwann doch noch zu möglicherweise wiederaufgetauchten Familienmitgliedern zurückkehren kann, könnte man es ja weiterhin finanziell unterstützen. Menschenhandel wäre das dann jedenfalls nicht. Sondern menschliches Handeln.

Internationales Recht

Das „Haager Übereinkommen über den Schutz von Kindern und die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der internationalen Adoption“ (Wortlaut unter www.hccc.net/upload/text33_de.pdf) hat vor allem ein Ziel: Menschenhandel mit Kindern unmöglich zu machen. Es soll darüber hinaus sicherstellen, dass zunächst versucht wird, Kinder in einer Familie im Lande selbst unterzubringen, und dass die Adoptiveltern ihrer Aufgabe auch gewachsen sind. Zahlreiche Staaten, aus denen häufig Kinder adoptiert werden, gehören allerdings nicht zu den Unterzeichnern, etwa Vietnam, Malawi und Haiti. Und manche Unterzeichnerstaaten halten sich kaum an den Text des Übereinkommens. China etwa verlangt von Leuten, die ein behindertes Kind adoptieren wollen, oft schon eine Entscheidung innerhalb von 24 Stunden via Internet. In Russland dagegen betragen die Warte- und Bearbeitungszeiten häufig mehrere Jahre, ohne dass dafür Gründe zu erkennen sind. rlf

„Haiti steckt ihm im Blut“

Allison Garwood über ihren adoptierten Sohn

Frau Garwood, Sie führen ein Adoptions-Tagebuch im Internet, von der Entscheidung im Jahr 2006 für ein Kind aus Haiti bis zu den aktuellen Entwicklungen zu Hause in Los Angeles und in der Erdbebenregion. Was geschah mit dem Waisenhaus, aus dem Sie Ihren Sohn Luc erst kürzlich holten?
„God's Littlest Angels“, das Waisenhaus, wurde vom Schlimmsten verschont, und wir wissen, dass es den Kindern gutgeht. Aber man wird wohl alle wegschicken müssen, wie wir von den Betreuern hörten. Deren Hoffnungslosigkeit ist für Haiti völlig untypisch, und das zeigt umso mehr, wie sehr Haiti auch emotional am Boden zerstört ist.

Sie engagieren sich, rufen zu Spenden auf. Identifizieren Sie sich unabhängig davon mit Haiti?

Adoptiveltern sollten ein starkes Interesse an dem Land haben, aus dem ihr Kind stammt. Haiti ist ein wundervoller Ort mit einer spannenden Geschichte und macht es einem leicht. Als wir Luc adoptierten, adoptierten wir auch sein Erbe. Mein Mann Reed und ich sehen uns nicht als Amerikaner und ihn als Haitianer, sondern: Wir sind eine haitianisch-amerikanische Familie.

Wie werden Sie Ihren Sohn zu seinen Wurzeln führen?

Über das Wie bin ich mir noch nicht ganz im Klaren, aber es wird entscheidend sein. Wir haben enge Freunde, die aus Haiti stammen, außerdem knüpften wir während unserer Besuche auf der Insel Kontakte. Diese Verbindungen werden uns helfen. Luc ist gerade erst zwei Jahre alt geworden, für konkrete Pläne ist es also noch zu früh. Zuerst und vor allem anderen müssen wir zu seinen Eltern werden, dann können wir ihn über seine Herkunft aufklären. Haiti steckt ihm im Blut; so erscheint es uns jedenfalls, wenn er singt, tanzt oder spielt.



Luc Garwood soll auf jeden Fall zu seinen Wurzeln zurückkehren. Foto: AP

Sie haben sich früh vorbereitet ... und viel über Haitis Geschichte gelernt. So gut wir können, wollen wir Luc die Kultur nahebringen, doch einiges wird vermutlich „lost in translation“ sein. Wir haben die Musik und Speisen entdeckt, besitzen typische Kunstwerke, haben die Gemeinde gewechselt und gehen inzwischen fast ausschließlich mit Farbigem zur Kirche. Viele stammen aus der Karibik, für unseren Sohn wird es großartig sein, in dieser Gemeinschaft aufzuwachsen. Luc soll Französisch lernen, und vielleicht kehrt er mit uns später in sein Waisenhaus zurück, um dort ehrenamtlich mitzuarbeiten.

Soll er dann auch seine leiblichen Verwandten kennenlernen?

Dass wir nach Haiti reisen, war von Anfang an unsere Absicht, sobald Luc alt genug ist und aufnahmefähig für diese Erfahrung, ohne ihn zu verwirren. Und wenn seine leibliche Mutter Christine sich dem Wiedersehen gewachsen fühlt und zustimmt, soll Luc sie und seine drei Geschwister besuchen. Ein Programm, das ihnen den Schulbesuch ermöglicht, unterstützen wir seit ein paar Wochen – jetzt sind alle Schulen zerstört. Und bisher wissen wir noch immer nicht, ob Christine und ihre Kinder das Erdbeben überlebt haben.

Die Fragen stellte Sonja Kastilan.

Die Geschichte der Familie Garwood: <http://haitibaby.blogspot.com>



Fast 400 000 Kinder verloren beim Erdbeben auf Haiti ihre Eltern. Foto: AP

EINE WIE ALLE

Immer mehr Firmen setzen auch bei Kleidung auf Corporate Identity. Das hat Vor- und Nachteile, *Seiten 52 und 55*

EINE WIE FRÜHER

Amazonasindianer kannten das Geheimnis fruchtbarer Erde. Jetzt soll ihr Rezept auch noch das Klima retten, *Seite 56*

